

Wiener Revolutions-Lagebuch.

Von Paul Rifferer (Wien).

(Schluß.)

Die Rote Garde.

Man stellt sich im Auslande die Rote Garde fälschlich ganz anders vor, als sie in Wirklichkeit ist. Auch in Wien klingt der Name anfangs ein wenig unheimlich, aber man hat sich an ihn gewöhnt. Gewiß, einmal haben junge Hühner vor dem Parlament allzu eifrig ihre Flinten entladen. Am selben Tag drang eine Abtheilung der Roter Garde mit Maschinengewehr in die Redaktion der „Neuen Freien Presse“ ein; aber man darf nicht glauben, daß die Zeitung der Roter Garde solche Gewaltthatigkeiten billigt. Eine Unterjuchung ist eingeleitet, die Schuldigen werden bestraft.

Die Rote Garde bildet einen Teil der Volkswehr, und sie ist in der Stützwerke untergebracht, wo man auf einer Marmortafel folgende Aufschrift lesen kann: „Kriegs-Pflanz-Schul aus allerhöchsten Gnaden Ihrer kaiserlichen und königlichen Majestäten Francis und Maria Theresia für Aebste der Erblandesjugend Offiziere und Söhne zu den künftigen Kriegsdiensten unter der General-Oberdirektion Seiner Exzellenz Herrn Feldmarschall Leopold Grafen von und zu Daun errichtet 1754.“ Seltsame Nachbarschaft! Vor kurzem haben hier noch junge österreichische Literaten und taten geistige Frohn im Kriegsarchiv. Vom Schrifttum her kam der Roter Garde der erste Impuls. Franz Werfel trat für sie ein, und Egon Erwin Kisch, der junge Offizier des Kriegspresselquartiers, auch er mußte als Dichter, er holte sich aber später patriotische Aufträge schreiben; er holte sich aber später auch eine Verwundung an der Front und wird als ein unerfahrener Mann geschilbert, zu fühlende, eine Menge zu begeistern und ihr Führer zu sein.

Ehe Egon Erwin Kisch in den Krieg zog, brachte er einen Roman heraus, „Der Mädchenhir“, fühlte im Vorwurf, mit der Figur eines Zuhalters im Mit-

tespunkt, eines Entertainer, seelisch Verlassenen, dessen Schicksal zur lebensschmerzlichen Anklage gegen unsere Gesellschaftsordnung wird. Wie in diesem Buche die Kampfsucht in Prag vor uns emporwacht, das Leben der Kaiser auf der Moldau, Datsch armer und gedrückter Menschen, die sich nicht einmal den Luxus einer Maxal zu gönnen vermögen, dies alles ist mit so tiefem, künstlerischen Ernst dargestellt, durchdringt einer Verklärung, daß man sofort die Nähe einer starken Persönlichkeit empfindet. Ich kenne noch andere Erzählungen von Kisch, „Prager Kinder“, auch diese von eigenartigen, zweisprachigen böhmischen Welt angehörig, ein lebendiges Bild jenes Oesterreichs von gestern, das allmählich abgeht.

Und als nun die Revolution begann, war Egon Erwin Kisch einer der ersten, der die flammarde Farbe an seine Mütze heftete und vom Sodel des Deutschmeisterdenkmals zu seinen Kameraden sprach. Die Hoch- und Deutschmeister sind die „seltsamen Burschen“ immer in ihrer Uniform dar, eine Virginia-gigarre hinter dem Ohr. Der Volkslänger Kurt Weigner hielt den Typus fest, wenn einer von ihnen zum Heurigen kam, grüßte der Chor: „Wir san vom t. und t. Infanterieregiment, Hoch- und Deutschmeister Nummer vier.“ Legende von einst, verlusten, vergessen. Die Hoch- und Deutschmeister haben im Kriege Furchbares gelitten, wie die anderen: Menschenleiber, schlaflos gemacht, peinigendem Hunger preisgegeben, grauenhaften Märschen des Todes ausgeleiert. Noch in den letzten Tagen mußten sie einen Märsch machen. Die letzten Augen da unten, am Monz, prasselten in ihre Reihen, funtloses Sterben, manhaft ertragen.

Vor der Koffertkammer ist das Deutschmeisterdenkmal errichtet, unter den vielen Denkmälern der Stadt eines der wenigen, das nicht Feldherren auf schraubendem Koffel geweiht ist, sondern dem kühnen Koffel, das selbst und stirbt. Von dem Sodel dieses Denkmals sprach Oberleutnant Kisch im feindlichen Regen zu den Kameraden. Er warb eine Freischaren der Revolution, dem Volke ergeben und fühlte: die Rote Garde.

Die Stimmung.

Das ist eines der unübersehbaren Worte. Ein deutsch-terminus technicus des Krieges; darum besonders deutsch, weil es nicht erklärt werden kann, sondern sich an die Empfindung wendet, weil es nicht aus der logischen Ordnung herkommt, sondern aus dem Musikalischen. Ein seelisches Barometer bedeutet es vor der äußeren Atmosphäre, leicht beeinflussbar, Depressionen anzeigend, die über bestimmten Gebieten lasten wie Sturm und Gewitter.

Die Stimmung war seit langem recht gedrückt in Wien. Mit erstaunlicher Geduld trug das Volk, was man ihm auferlegte, aber der Leichtsinn, der vielherzig und zielgebührende Wiener Leichtsinn ist nicht mehr. Lauernd kriecht man sich vor ihm, es ist der schweigend, finstler dunder man sich vor ihm, es ist der eigentliche Herr der Stadt. Lange genug hat man sich mit dem Rücken gegen die überhandnehmende Schwermut gestellt, hat es nicht zugeben wollen, hat wollen — wegen des Auslandes. Welche verurteilte Zumutung: Heurigenstimme im Bestriege. Es gibt keine Gummiräder mehr. Die Kaiser schwanken nicht mehr den Hut, und die althergebrachte Auforderung: „Fahr mit Euer Gnaden“ war für immer verfallen, ehe noch die junge Republik daran denken konnte, die österreichische Titelplage abzu-

Die einstige „Reichs-, Haupt- und Residenzstadt Wien“ — so nannte sie der Bürgermeister vor kurzem in einem Hilferuf um Nahrungsmittel. Alle haben sich von ihr gewendet, die ihr vormals schmachteten. Wie lange ist's her, da wollte jeder Kaufmann aus der „Provinz“, jeder Bauersohn der in der Reichshaupt- und Residenzstadt sein Glück versuchen, unbedingt nur für einen Wiener gelten, trotz seiner fremden Aussprache: Es viele, die Desterreich hielten, fanden doch immer für Wien verlebte Worte der Nachsicht und der Anerkennung. „Eine schöne Stadt“, hieß es, „eine vornehme Stadt, es läßt sich gut leben da.“ Und die Frauen! Nun ist die Provinz übermächtig geworden; das scheint eine Revolution für sich, diese Revolution der Landeshauptstädte, die sich gegen das große und mächtige Wien empörten.

Wien ist entthronet, abgelpert von allen Ländern, wecklos, sinnlos in seiner Bornetheit von gestern. In den prunkvollen Straßen auf dem granitnen Pflaster wächst sein Korn. Hilflos und bettelarm ist Wien, auf fremde Hilfe angewiesen, ohne selbst noch etwas bieten zu können. Zwei Millionen Menschen, nicht viel weniger als die Einwohnerzahl etwa ganz Dänemarks, sind hier zwischen steinerne Mauern geperrt, verhäkelt und verstopfen von allen den Ländern, denen gestern noch die Kelchs-, Haupt- und Residenzstadt viel beehrte Gastfreundschaft bot, eine dankte Stadt ohne Reichfertigkeit ohne Lieber. Und die Frauen Wiens, die verzerrten, die befehlungen Wiener Frauen, zügel die müden, abgearbeiteten Hände; ein liebte sie es, sich zu putzen, den Glanz, die Schönheit der Stadt zu erhöhen, nun ist ihr Sinn von der Quarantäne immer nahen Sorge um das tägliche Brot ganz erfüllt, Kinder hungern, Säuglinge wird die Milch verwehrt.

Der Krieg ist aus, man merkt es gar nicht, man weiß es kaum. Wie hat man sich nach dem Augenblick gebangelt! Welche Freude, welches namenlose Glück, so dachte man, müßte in die Herzen eingieken; wenn nur erit das große Morden aufhört. Seit vierzehn Tagen nun ist Waffenstillstand geschlossen. Aber das Gemüth will nicht zur Ruhe kommen. Eine harte, unerbittlich feindliche Welt steht uns noch immer gegenüber: vae victis! Man wagt es noch kaum, der neuen Freiheit sich hinzugeben, an ihrer frohen Hoffnung das Herz auszurichten. Es scheint bezeichnend für die erste, in sich geschlossene Art dieser Freiheit, daß sie so wenig ruhmräbig ist, daß sie keine großen Worte sucht und doch ihr bis zur Stunde die Lieber fehlen. Das Kaiserthum hatte keine Hymnen, der Krieg hatte keine Musik, den „Prinz Eugen-Marsch“ etwa, dessen anfeuernde Takte einen Sinn dem Sinnlosen gaben. Und doch ist in der neuen Freiheit, die aus Kammer und Qualen emporschlug, ein heimlicher Rhythmus zu spüren, der eines Lages die Dumpsheit brengen muß, ein unbesiegbare Wille zum Leben, die Sehnsucht nach einem neuen Blühen. Die alten Lieber taugen nichts mehr, aber es wird vielleicht gerade die Aufgabe Wiens sein, den hinterlassenden Schwung der neuen Lieber zu finden.

110
18.